

## **Teil 3**

### **Leben**

**in der Sowjetischen Besatzungszone/DDR**

**Flucht in die Bundesrepublik Deutschland**

**Berufstätigkeit und Ruhestand**  
**in der Bundesrepublik**

[\(Kommentare farbig abgesetzt\)](#)

### Wieder in Obernessa

Zunächst war ich glücklich, mit Mutter und meinen Verwandten wiedervereint zu sein, in der Heimat zu sein. Die Arbeit wenn auch ich zunächst den Ochsen anzutreiben hatte, war längst nicht so schwer wie die in Russland. Aber ich wollte ja wieder auf meinem ureigensten Sattel sitzen. Und da war es deprimierend, bei den Schulräten um Wiedereinstellung zu ersuchen und noch deprimierender, mich als ehemaliger Offizier jeden Monat auf der Polizeidienststelle in Weißenfels melden zu müssen, wie es uns auferlegt wurde. Man kam sich wie ein Schwerverbrecher behandelt vor. Da ich aus Rußland nichts als viel Wasser im Bauch mitgebracht hatte, bekam ich in der Kartoffelernte, bei der man sich viel bücken musste, durch den Druck auf die Leber eine wüste Gelbsucht, die monatelang nicht abklingen wollte. Selbst der russische Arzt in Weißenfels, bei dem wir Kranken uns alle 10 Tagen vorstellen mussten, zwecks Wiedereingliederung in den Arbeitsprozess, entließ mich nicht aus seiner Obhut. Ich hätte noch zuviel Hungerödeme im Gesicht.

Als aber der Frühling nahte, regulierte sich mein Innenleben. Vetter Werner zog mich mit in seine FreundesklIQUE, und ich schaffte mir sogar eine kleine Freundin an. Rebekka hieß das holde Kind und stammte aus Bessarabien. Dann aber bekam ich ein schlechtes Gewissen als ich eine tolle Frau kennenlernte und. Rebekka den Laufpass gab.

Die tolle Frau war Charlotte, meine liebe Gattin und Mittelpunkt unserer Familie. Charlotte war Kriegerwitwe hatte drei Kinder und war aus Ostpreußen mit ihren Kindern im letzten Augenblick geflohen. Wir hatten alle beide nichts als unsere Zuneigung und den Willen, zusammenzubleiben. Wie soll man aber mit 15 DM Wochenlohn eine Familie ernähren, zumal Charlotte auch nur pro Kind 30, - Mark Waisenrente pro Monat bekam, für sich aber nichts und das bißchen, was sie sich durch Kirschenpflücken, Hackfruchtpflege oder Schreibmaschinenarbeit bei E. Böhme verdiente, nicht vorn und hinten langte. Immer wieder mußte ich vergebens bei den Schulräten um gut Wetter bitten, um mir sagen zu lassen, daß mein Typ beim Aufbau einer besseren Welt nicht gefragt sei. „Ich habe nichts gegen den Herrn Hoppe, aber seine militärische Vergangenheit verbietet uns, daß wir ihn jemals wieder in den Schuldienst einstellen,“ soll der „Allgewaltige“, Adolf Görmer, einst Grubenarbeiter und jetzt Personalreferent beim Rat des Bezirks Halle und Verantwortlicher für Einstellungen, gesagt haben. Als ich einmal dem Schulrat von Zeitz fragte, ob er denn, wisse, daß die Bevölkerung diese Gesellschaftsordnung wünsche, äußerte er: „Wir wissen, daß die deutschen Arbeiter und Bauern gegen uns sind, aber wir werden sie zu ihrem Glück zwingen.“ Der Mensch war also ein unmündiges Wesen, den man bevormunden muß. War das die Freiheit, für die die Arbeiter 100 Jahre lang gekämpft hatten? Und diese „Führer“, Kader der SED, nannten den Staat, den sie auf sowjetische Bajonette gestützt, gründeten, „demokratische Republik“! Ich hatte , nachdem ich erfahren hatte , wie schmähsch der Hitler uns hintergangen und missbraucht hatte, die gute Absicht, eine neue Gesellschaft mit aufzubauen auch wenn mir manches daran nicht gefiel, aber immer wieder wurde ich zurückgestoßen.



Langsam packte mich die Verzweiflung. Der Gedanke, Heimat und Mutter wieder in Stich zu lassen und in Westdeutschland eine bessere Zukunft zu suchen, nistete sich allmählich in meinen Gedanken ein. Da führte mich nach drei Jahren der Rat eines alten Professors, Opfer

des Naziregimes, den man aber auf ein Nebengleis abgeschoben hatte, der meine letzte aufzusuchende Stelle war, zu Josef Offermann, Berufsschulinspizient im Kreis Weißenfels, auch Opfer des Naziregimes aber alles andere als SED-Mann. Der suchte dringend Berufsschullehrer für Landwirtschaft und stellte mich mit 7, später mit 15 Stunden nebenamtlich in die Berufsschule Teuchern ein. Früh striegelte ich meine Pferde und pflügte auf dem Feld, und nachmittags, zweimal in der Woche, ackerte ich in den Köpfen meiner anvertrauten Schüler. Nach einem Jahr wurde ich hauptberuflich mit voller Stundenzahl angestellt und sollte sogar Direktor werden. Aber das lehnte ich ab, denn dann hätte ich als Staatsfunktionär die Schule repräsentieren müssen und womöglich am Thälmann-Denkmal oder Sowjetehrenmal einen Kranz niederlegen und flotte Reden schwingen müssen, dabei die Sowjetsoldaten verherrlichen und die deutschen Kameraden verurteilen müssen. Soweit ging nun meine Liebe zu unseren „Befreiern“ nicht.

### Berufsschullehrer in Teuchern

Es war nicht leicht, die ganz auf die Sowjets, sprich auf den Stalinismus, ausgerichtete Pädagogik zu praktizieren. Sieben didaktische Prinzipien sollten den Unterricht bestimmen; das erste davon hieß: „die Verbindung der Wissenschaftlichkeit mit der Parteinahme für die „Sache der Arbeiterklasse“. Die Sache der Arbeiterklasse aber wurde interpretiert als Parteinahme für die Diktatur des Proletariats. Diktatur des Proletariates war aber Diktatur der „Sozialistischen Einheitspartei.“ Hatte doch schon Lenin gelehrt, daß die Führung der Gesellschaft in den Händen einer ausgesuchten Kaderpartei liegen müsse (Das Volk war ja zu dumm, sich selbst zu führen.) Und dieser kommunistische Kader bestimmte:

„Die Partei hat immer recht.“ Der Marxismus ist wahr, weil er recht hat“. Wieso er recht hat, bedarf keiner Erläuterung! Als ob es eine absolute Wahrheit gäbe! Ist der Mensch denn fähig, die Wahrheit zu erkennen? Schließlich bringt doch jede neue wissenschaftliche Entdeckung und Erkenntnis eine Veränderung der bisher gültigen Wahrheit. Selbst wenn nach Marx der Weg zum Sozialismus nicht über die Demokratie, sondern über die Diktatur des Proletariats führt, so meint doch Marx die Diktatur einer Mehrheit über die Minderheit. Was aber Ulbricht mit seiner Einheitspartei zur Herrschaft brachte, war nicht das Votum einer Mehrheit, sondern die Macht der sowjetischen Bajonette, die das Proletariat zum Schweigen brachte.

Wie sehr die Arbeiter mit dem herrschenden kommunistischen System einverstanden waren, zeigte der 17. Juni 1953. Da wehrten sich die lange geduldig gebliebenen Arbeiter in allen Städten gegen die Ausbeutung und Unterdrückung. „Wie wir heute arbeiten, werden wir morgen leben“, hieß der Slogan, d.h. je mehr wir arbeiten, um so mehr können wir uns leisten. Während aber die Arbeiter immer mehr arbeiten mußten, ihre Arbeitsnorm immer höher gesetzt wurde, fanden sie immer weniger in der Lohntüte. Als ihnen an einem Freitag wieder vom Lohn abgezogen worden war, obwohl die Norm erhöht, gingen sie auf die Straße und machten von einem Recht Gebrauch, das in jedem kapitalistischen Land ihnen zusteht: Sie streikten. Das aber war bei den Kommunisten Verbrechen. Als nun gar sich Demonstrationzüge bildeten und die Arbeiter freie Wahlen forderten – „Kameraden, reiht euch ein wir wollen freie Menschen sein“ riefen sie - und als diese Demonstrationen wie ein Flächenbrand auf alle Großstädte übergriffen, schickte Ulbricht die Polizei und ließ dazwischenschießen. Auch die Sowjetpanzer fahren auf und besetzten alle wichtigen Punkte. Tausende sind getötet und verwundet worden und noch mehr verhaftet worden. Über die DDR wurde der Ausnahmezustand verhängt.

Anmerkung: Heute reden die Beschöniger und Kleinredner der damaligen Gewaltpolitik die Zahl der Opfer klein. Etliche Teilnehmer des Volksaufstandes sind am 18. Juni nach Westberlin geflohen. Die große Masse der Opfer jedoch verschwand erst in den folgenden Wochen spurlos nach dem Motto: „Wir sind nicht so dumm wie die Nazis und hinterlassen überall Spuren“. Davon wussten genügend Zeitzeugen zu berichten und auch mir wurden 1953 ff. eine ganze Reihe von Personen genannt, die nie wieder auftauchen sollten trotz anders gearteter Propaganda bis zu Gegenwart. Die „offizielle“ Zahl der Verurteilten und Hingerichteten ist tatsächlich überraschen klein.

In Halle gingen damals 60 000 Menschen zur Demonstration auf die Straße; in Berlin waren es nur 30 000.



Walter Ulbricht  
1893-1973  
Staatsratsvorsitzender  
Ausgabe 1961

Ulbricht = Spitzbart,  
SED, früher KPD



Wilhelm Pieck  
(1876 - 1960)  
1. Präsident der DDR  
Ausgabe 1953

Pieck = Bauch,  
SED, früher KPD



Otto Grotewohl  
1894-1964  
Min.-Präsident der DDR  
Ausgabe 1974

Grotewohl = Brille,  
SED, früher SPD

Die Aufständischen skandierten in den Straßen von Halle und anderen Städten:

**„Spitzbart, Bauch und Brille, ist nicht Volkes Wille.“**

Ein älterer Bruder von mir war damals Junglehrer in Halle. Er hatte am 17. Juni morgens einen Schüler mit einem Auftrag in die Stadt geschickt. Als er zurückkam, berichtete er von den „riesigen Aufläufen“ in der Stadt und wie die Massen auf dem Marktplatz ein schönes ihm völlig unbekanntes Lied gesungen hätten (Deutschland, Deutschland über alles). Der Schüler hatte in der Stadt einen Stich mit einem Bajonett in den Oberarm abbekommen, war aber trotz dieser blutenden Verletzung in die Schule zurückgekehrt.

Nach der Thesen Stalins, hatte die Schwerindustrie absoluten Vorrang vor der Gebrauchsgüterindustrie. Dass es dadurch zu einer Mangelversorgung der Bevölkerung mit dem Nötigsten kam, wurde bewusst in Kauf genommen. Gleichzeitig wurden die Arbeitsnormen ständig heraufgesetzt, was zur Folge hatte, dass der Arbeiter immer weniger Geld in der Lohntüte hatte.

Diese hohen Produktionsziffern des Jahres 1953 wären am Ende der DDR nicht mehr möglich gewesen, weil die Wirtschaft durch das System des real existierenden Sozialismus, d.h. der Selbstaussbeutung, in den Ruin gefahren wurde. Es war deshalb am Ende der DDR üblich



geworden, während der Arbeitszeit einkaufen zu gehen. Außerdem war durch die Bodenreform von 1945 die Produktion an Lebensmitteln derartig stark gesunken, dass die ehemaligen landwirtschaftlichen Überschußgebiete Deutschlands sich jetzt nicht einmal selbst versorgen konnten, zumal die Rote Armee ihrerseits noch hohe Ablieferungen verlangte.

Ich war gerade mit meinen Kollegen und Schülern in Bad Lauchstedt zur Besichtigung der Versuchsfelder der Universität Halle. Als wir von den Feldern zurückkamen und den Schülern frei für die Mittagspause gaben, während wir Radio hörten, schwirrten sie aus und beteiligten sich an der Demontage der kommunistischen Transparente und Bildwerke. Ich sehe noch, wie einer meiner Jungen ein Stalinbild aus dem Fenster der Post warf. Alles war in Hochstimmung. Keiner fragte mehr, ob der Staatssicherheitsdienst horchte. Als wir aber im Radio den Westsender hörten, der nur immer wieder zur Ruhe mahnte und warnte, sich mit der Besatzungsmacht einzulassen, als mir klar war, daß der Westen nicht zu Hilfe kommen würde, wußte ich, daß dieser Aufschrei eines Volkes vergeblich war. Man hat mir später das Verhalten der Westmächte zu rechtfertigen gesucht mit der Behauptung, daß es sonst zum Krieg gekommen wäre. Ich glaube das nicht, denn der Russe war damals noch so schwach, daß er zurückgewichen wäre.

Am Abend herrschte überall Grabesstille. Die Züge fuhren wieder, und als wir beim Leunawerk vorbeifuhren, sahen wir überall russische Panzer aufgefahren. Die Hochstimmung wandelte sich in völlige Entmutigung.

In den nächsten Tagen bekamen wir ein großes Lob. Denn während in der benachbarten Volksschule russische Lehrbücher und Stalinbilder aus den Fenstern flogen und die Schüler streikten, wurde an unserer Schule keinerlei Verstoß gegen die sozialistische Ordnung beobachtet. (Kein Wunder! Wir waren ja gar nicht da!)

Die Lehrtätigkeit in Teuchern entwickelte sich zum Drahtseilakt. Wenn ich früh zur Schule ging, wußte ich nicht, ob ich mich von Mutti für lange Zeit oder gar ewig verabschiedete. Einmal, als an der Nessaer Schule ein Kollege einen Jungen geschlagen hatte und fristlos entlassen wurde, wurde auch ich und Kollege F., die auch wie der Kollege in der LDPD waren, plötzlich vom Schulrat und vom Staatssicherheitsdienst revidiert. Angeblich hatten die Herren die Handschellen schon mit. Aber es ging dank F.s guter Ausstattung des Klassenraumes mit allerhand sozialistischen Sprüchen und dank der vorzüglichen Mitarbeit der Schüler, die den Lebensweg des Präsidenten Piek herschnurrten (das hatten sie schon x-mal in der Volksschule gelernt), noch mal gut.

Ein andermal mußte ich die Gegenwartskunde-Lehrerin vertreten. Doch meine Schülerinnen, eine Mädchenklasse, in der viel Arbeiterinnen aus der Weißenfelder Schuhfabrik waren, waren nicht begeistert.

Eine Schülerin ereiferte sich: „Das ist ja alles Gerede! 'Deutsche an einen Tisch'! Die wollen ja gar nicht, daß wir Deutschen zusammenkommen. Mein Bruder ist im Westen; der will heiraten, und seit einem halben Jahr warten meine Eltern auf ein Ausreisevisum, und ich bekomme auch keins. Na, wenn's mal anders rum kommt, werden alle verkehrtrum aufgehängt!“ Darauf lachte ich: „Mich hängst du hoffentlich richtigrum auf!“ – „Ne, Sie nicht.“ Zwei Tage später mußte ich zum Direktor nach Weißenfels, der mir verkündete, daß gegen mich ein Disziplinarverfahren eingeleitet werden sollte, weil ich staatsgefährdende Hetze im Unterricht geduldet hätte. Warum ich dann doch noch einmal davongekommen bin, weiß ich nicht. Ich nehme an, weil man mich noch brauchte. Ich war nämlich mit der Weiterbildung der Kollegen in Didaktik, die jeden Samstag stattfand, beauftragt.

Solch kleine Unsicherheiten traten aber immer wieder auf, zumal meine Schüler, meist Bauernkinder, wohl die Diskrepanz zwischen sozialistischer Doktrin und Wirklichkeit sahen. Wie sollte ich sie von der Überlegenheit sozialistischer Produktionsweise überzeugen, wenn sie erlebten, wie die LPG-Felder verunkrauteten, wie die Kühe in den LPG-Ställen zu Kleiderständern abmagerten, wie die Traktoristen möglichst flach pflügten, um schnell ihre Norm zu erfüllen, aber nie eine ordentliche Winterfurche zogen!. Es war ein Grauen, die ungepflegten Misthaufen der LPG zu sehen, während doch die Väter meiner Schüler vorbildliche Arbeit leisteten, das aber waren Einzelbauern, „Kapitalisten und Klassenfeinde“.



Die Bodenreform von 1945 hatte der landwirtschaftlichen Produktion extremen Schaden zugefügt.

Einerseits machte es mir Spaß, diese intelligenten und aufgeschlossenen Bauernkinder zu unterrichten, die wohl wußten, daß sie sich nur durch gutes Wissen und Können als Bauern halten konnten und darum gern in meinen Unterricht kamen. Andererseits stand ich dauernd in Gewissensnot, etwas als gut vor ihnen vertreten zu müssen, was ich nicht so sah. Man fragte sich, ob man überhaupt noch Charakter besaß. Natürlich nahm ich auch manchmal kein Blatt vor den Mund und machte mich bei den Herren Vorgesetzten unbeliebt. Etwa, als mir ein Inspizient vorwarf: „Gegen Ihre Methode ist nichts einzuwenden, ich vermisse aber die Parteinahme für den Sozialismus.“ und als ich darauf antwortete: „Wie Sie sehen, unterrichte ich gerade über die Humuswirtschaft. Den Bodenbakterien ist es piepegal ob es kapitalistischer Mist ist oder sozialistischer, der da in den Boden kommt.“ Die Doppeldeutigkeit meiner Antwort verstand der Herr natürlich auch.

So ging ich immer mit gemischten Gefühlen zum Dienst und fand erst richtig wieder Freude am Leben, wenn ich zu Hause in der Familie landete. Ich wuchs allmählich in die Rolle des Familienvaters hinein. Da galt es zunächst, um eine bessere Wohnung zu kämpfen. Bei Stöckels in Nessa bewohnten wir zwei Zimmer, das eine groß und kalt, das andere winzig, eng, mit Steinfußboden. Das große Zimmer war Schlafraum, Küche und im Sommer auch Wohnraum. Im Winter glitzerten die Wände vor Eisstückchen. Anfangs schliefen Charlotte und ich im kleinen Raum, „Salon“ genannt Quer rüber paßte am Ende eine 1,70 m lange und 50 cm breite Schlafbank, das war unser Ehebett. Früh lag ich manchmal auf den Steinfliesen. Ein eiserner Ofen, ein Tisch, ein Stuhl und ein breiter Ledersessel machten den Raum wohnlich. Er war mal eine Schusterwerkstatt gewesen. Einmal, am Morgen, hatte ihm Stöckels Ziege einen Besuch abgestattet und den ganzen Zimmerspargel aus dem Fenster gefressen. Ein andermal war es das Schwein, das sich am Ledersessel gerieben hatte, so dass es tagelang nach Schwein stank und meine Kollegin, die ich im Sessel hatte Platz nehmen lassen, plötzlich die Hand voller stinkender Sauborsten hatte, als sie sie herabhängen ließ. Aber das war kein großer Kummer. Peinlicher war es schon, als wir unsern Freunden die erste „Party“ geben wollten. Ich kam um 5 Uhr vom Dienst und wusch mich bei Kerzenlicht, denn es war täglich Stromsperre. Mutti frohlockte: „Heute kann ich unsern Gästen eine schöne Hühnerbrühe anbieten. Ich habe einen Pullover gestrickt und dafür ein Hähnchen bekommen.“ „Ich dagegen fluchte: „Die Seife wird auch immer schlechter! Die schäumt überhaupt nicht mehr.“ Ahnungsvoll schreit mein Weib auf: „Woher hast du dein Waschwasser genommen?“ -"Na, hier raus!“ Ich hatte mich in Hühnerbrühe gewaschen. Wir haben sie aber nicht zurückgeschüttet, und unsere Gäste bekamen keine Delikatesse.

## Rudis Lebenserinnerungen Teil 3

Nach einem Jahr bekamen wir bei Frankes in Obernessa eine etwas schönere Wohnung im ersten Stock. Auf dem Flur wohnten zwar noch Frankes Oma und Kinder, aber wir hatten Schlafzimmer, Wohnzimmer, Kinderzimmer und Küche. Allerdings mußte jeder Eimer Wasser von unten aus dem Keller geholt werden, und wer aufs Klo wollte, mußte den ganzen Hof mit seinem buckligen Pflaster überqueren, hatte dann aber den Genuß eines echten Bumsklos.

Mit Putzers, Schäbels und zunächst auch mit Frankes begründeten wir eine gute Freundschaft und kamen oft vergnügt zu Tanz und Schmaus zusammen.

Da ich politisch ein unsicherer Kantonist war, wollte ich den andern wenigstens fachlich überlegen sein und nahm an einem landwirtschaftlichen Fernstudium teil. Das wurde eine harte Zeit für die ganze Familie. Kaum zurück vom Dienst, setzte ich mich an den Schreibtisch und büffelte. Kamen nun Dieter oder Elke, wollten sie Radio hören; das aber störte mich, und so wurde das Radio ständig an= und abgeschaltet, und Mutti hatte ihre Not zu vermitteln. Ich war recht froh, als ich nach vier Jahren die Prüfung als „Agraringenieur“ bestand.

Zwischendurch erinnerten mich in drei aufeinanderfolgenden Jahren fürchterliche Nierensteinkoliken, daß wir in Rußland die Hälfte des Jahres in Eiswasser gestanden hatten.

Das größte Glück wurde mir beschert, als am 19. Oktober 1953 unsere Ute geboren wurde. Charlottes Opfer, mit 40 Jahren noch einmal ein Kind auszutragen, band mich noch fester an sie. Der kleine Erdenwurm wurde von den andern Dreien liebevoll akzeptiert, ja , als Charlotte noch recht schwach war, entwickelte sich Erika zur Pflegemutter, und Elke fuhr die Kleine stolz im Kinderwagen spazieren. Alles wäre wunderschön gewesen, wenn nicht das Schicksal wieder einmal zugeschlagen hätte.

Ostern 1956 starb plötzlich meine Mutter, das Band, was mich während meiner Gefangenschaft ans Leben gebunden hatte. Auch für Charlotte bedeutete der Tod den Verlust einer inzwischen, engen Vertrauten und lieben Freundin.

Aber auch die Politik setzte mir zu: Ich war auf Vorschlag der LDP in die Gemeindevertretung „gewählt“ worden, d.h. auf die Einheitsliste der „Nationalen Front“ gesetzt worden, und dann hatten die Wähler nur eine Liste zur Auswahl. Zunächst ging es ganz gut mit meiner Tätigkeit als Abgeordneter des Volkes. Erst war ich in der Sozialkommission und hatte Bezugsscheine für Holzschuhe auszuschreiben. Später, in der Wohnungskommission mußte ich Wohnraum ausmessen, ohne dadurch mehr Raum zur Verfügung stellen zu können.

Aber 1956 ging das große Bauernlegen los. Jedem Bauer war vorgeschrieben, was und wieviel er anzubauen hatte und wieviel er abzuliefern hatte. Da bekamen nun die sogenannten Großbauern-Betriebe über 20 ha ein viel höheres Abgabesoll als die Kleinbauern und Produktionsgenossenschaften (LPG), die doch eigentlich als fortschrittlichste Betriebe vielmehr hätten erzeugen müssen. Nach zwei nassen Sommern konnten die Höhveranlagten ihr Soll nicht erfüllen. Eines Tages wurden sie vor die Gemeindevertretung zitiert und einzeln vernommen. Ich sehe noch meinen Vetter in der Mitte des Saales auf einem Schemel sitzen, umgeben vom Halbkreis der Vertreter und einem Abgesandten der SED, der gar keinen andern zu Wort kommen ließ und den armen Sünder fertigmachen versuchte. Es fehlten nur die Folterknechte mit glühenden Zangen. Daß Werner als erster drankam, war noch besonderes Pech. Schließlich verlangte der Heini von der Partei, wir sollten abstimmen, daß

der Bauer gebührenpflichtig verwarnt würde, innerhalb drei Tagen sein restliches Soll abliefen sollte, sonst dem Staatsanwalt zur gerichtlichen Aburteilung zu überantworten sei. Das bedeutete nichts anderes als Enteignung.

Bei der Abstimmung hoben alle die Hand, sogar Großbauern, nur ich nicht. Das führte zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen dem Parteiidioten und mir, worin er mich als „**Klassenfeind**“ und „**Opportunist**“ titulierte.

Anmerkung. Der Vorwurf durch einen Parteimenschen, ein **Opportunist** zu sein, gehörte im real existierenden Sozialismus zu den gefährlichsten Vorwürfen überhaupt. Der Vorwurf war noch schlimmer als der, ein Klassenfeind oder Faschist zu sein, und zog normalerweise früher oder später die Verhaftung nach sich, der in der DDR meist die Eliminierung (bei Lenin hieß es Liquidierung) folgte; d.h. die erste Stufe war das Gefängnis ohne Gerichtsverfahren oder gleich die Deportation in die SU ohne Wiederkehr.

„Opportunismus“ ist ein Paradebeispiel für die Dialektik des real existierenden Sozialismus. Was dort ein Verbrechen ist, ist im Bereich der kapitalistischen Länder, d. h. des Klassenfeindes sinnvolle Taktik, um den Klassenfeind „einzulullen“ und sein politisches und gesellschaftliches System zu zerstören. Deshalb ist es nicht verwunderlich und ganz logisch, dass etliche Marxisten ganz im Sinne Lenins sich außerhalb der sozialistischen Staatenwelt aktiv und scheinbar sehr engagiert in der Mitarbeit in verschiedenen Parteien engagierten, sei es zunächst in der Hitlerzeit in der NSDAP oder nach dem Kriege in CDU/CSU, SPD, FDP, Grüne, NPD o. a.. In der Bundesrepublik war der erste enttarnte Mitarbeiter der DDR zu Anfang der 50er Jahre ein Mitglied der CDU im Bundestag in Bonn. Nur naive Leute konnten darüber überrascht sein.

Um das noch etwas zu verdeutlichen: gegenüber dem Ausdruck „Opportunist“ war der Vorwurf „Faschist“ ausgesprochen harmlos.

Die Motivation der Mitarbeiter für den Marxismus-Leninismus ist sehr unterschiedlich. Die einen tun es aus der Ideologie heraus, - sie sind am schwersten zu fassen – die anderen tun es aus einem korrupten Denken heraus und/oder um Karriere zu machen. Dazu gehört eine gehörige Portion Selbstbetrug. Sie gehören nach Lenin zu den „nützlichen Idioten“, die man benutzt und die man, wenn man sie nicht mehr braucht „liquidiert“ oder noch besser: man ließ sie liquidieren, damit sich aus ihrem Tod noch einmal propagandistischer Gewinn ziehen ließ.

Verhaftungen wurden in der DDR zu jeder Tageszeit durchgeführt. Bei den „offiziellen“ Verhaftungen geschah das gern am Nachmittag, wenn möglichst viele Familienmitglieder und Nachbarn Zeuge wurden. Bei diesen Verhafteten kam es dann zu einem (Schau-)Prozess. Darüber kann man heute noch die Akten nachlesen. Für diese Prozesse war ein Begriff wie „Opportunist“ absolut ungeeignet. Hier spielten Vorwürfe wie „Boykotthetze“, „Saboteur“, „Schädling am Volksvermögen (Die Verwandtschaft zu Ausdrücken des Volksgerichtshofs lässt sich nicht leugnen)“, „Staatsfeind“, „Kriegstreiber“, „Handlanger des US-Imperialismus“, „Reaktionär“ u.s.w. eine große Rolle. Die bedeutendste Rolle spielte dabei der Vorwurf der Boykotthetze, dem alle Wesensmerkmale eines Strafgesetzes fehlten. Es gab weder eine Definition des Tatbestandes noch eine Strafandrohung. Nach diesem Vorwurf wurde durch Hilde Benjamin (Genannt: die rote Hilde) eine ganze Reihe von Todesurteilen ausgesprochen, die nur in wenigen Fällen bekannt gegeben wurden. Hilde



Hilde Benjamin, bis 1953  
Vizepräsidentin des  
Obersten Gerichts und bis  
1967 Justizministerin der  
DDR

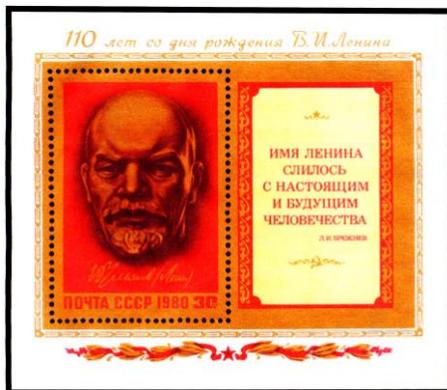
## Rudis Lebenserinnerungen Teil 3

Benjamin versuchte ein Großteil der Todesurteile bzw. der Deportationen in die SU, was einem Todesurteil gleichkam, zu verheimlichen. Familienangehörigen von Verhafteten, die es schafften, bis zu ihr vorzudringen, log sie ungerührt ins Gesicht, den Verhafteten ginge es gut, obwohl sie diese gerade durch ihren Urteilsspruch ermordet hatte. Das ist ein Beispiel für ihren menschenverachtenden dialektischen Sophismus. Anhänger dieser „Benjaminschen Gesinnung“ sind heute in der Bundesrepublik nach wie vor aktiv. Sie setzen offenbar nach wie vor – um mit Lenin zu sprechen – auf die „Dummheit der Kapitalisten.“

Der größte Teil der Verhaftungen wurde aber wohl mit möglichst wenig Zeugen auf offener Straße vorgenommen. Das scheint ein Widerspruch zu sein. So ist bei einer bekannten Familie meiner Eltern folgendes passiert: Die Tochter ging abends ihrem Vater entgegen, um ihn von der Arbeit abzuholen. Als sie ihn sah und ihm gerade zuwinken wollte, wurde er plötzlich blitzschnell von vier Gestaltten in ein Auto gezerrt – seine Tasche fiel noch zur Erde – und das Auto fuhr sofort los. Die meisten Passanten hatten diesen Vorgang „nicht einmal bemerkt“. Die Bevölkerung hatte gelernt, bestimmte Vorgänge nicht zu sehen, zu verdrängen und schon gar nicht darüber zu reden, wenn man nicht zur ungeeignetsten Zeit unliebsamen Besuch bekommen wollte. Als die Tochter am nächsten Tag zur Polizei ging, um sich nach ihrem Vater zu erkundigen, wurde ihr u. a. gesagt: „Das Schwein ist in den Westen abgehauen“. „Wagen Sie es ja nicht, uns noch einmal mit ihrer faschistischen Lügen zu belästigen, wir haben unsere Methoden, Sie zum Schweigen zu bringen“ u.a.m. Von diesem Mann gibt es seither kein Lebenszeichen mehr. Nur die Tasche blieb der Tochter von ihrem Vater.

Bei der Einlieferung dieser Verhafteten in die Gefängniszelle wurden ihre Namen nicht registriert. Die Diensthabenden durften die Einlieferung nicht einmal zur Kenntnis nehmen geschweige denn, nach dem Namen fragen, wie es wenige Jahre zuvor bei Einlieferung von Verhafteten durch die Gestapo noch möglich gewesen war.

So wie diesem Vater, erging es vielen anderen. Wie sagten doch SED-Mitglieder unter vier Augen: „Wir sind nicht so dumm wie die Nazis und hinterlassen überall Spuren.“ Wenn heute Politiker und angepasste Journalisten tönen, die Zahl der Verurteilten wäre ja gar nicht so groß gewesen, die DDR wäre ein Rechtsstaat gewesen, setzen sie das Werk der Stasi, des MfS, einer Hilde Benjamin, eines Ulbricht, eines Mielke, eines Berija, und anderer fort.



Wladimir Iljitsch Lenin  
1870-1924

Lenin wurde einmal gefragt, bei seinen Liquidierungen von Menschen für die Einführung des Sozialismus würden doch sicherlich auch Unschuldige getötet. Lenin gab daraufhin die berühmt-berüchtigte Antwort:

**„Wo gehobelt wird, da fallen Späne.“**

Etwas später heißt es sinngemäß: „ wenn 10.000 Unschuldige nicht reichen, dann müssen es eben 100.000 sein, und wenn 100.000 nicht reichen, dann müssen es eben..... u.s.w. sein.“

Wen wundert es da noch, dass Hitler die marxistisch-leninistischen Schriften so genau studiert hat?

Ähnlich wie mit dem Begriff Boykotthetze sieht es mit dem Begriff „Faschist“ und „Antifaschist“ aus. Der Gedanke des „antifascismo“ entstand zu Beginn der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts. Beide Begriffe sind nicht klar definiert sondern werden in ihren Zielen und Anwendung der politischen Propaganda, bzw. politischen Willkür angepasst. (Ein Marxist würde empört reagieren, wenn man ihm sagte, das wäre ja Opportunismus.)

Die Kommunistische Internationale übertrug den Faschismusbegriff etwa 1925 auf weitere

Parteien und Systeme Europas. Damit wurden alle Gegner sowohl der demokratischen wie der nicht demokratischen Systeme zu Antifaschisten. Gleichzeitig konnte damit der Einfluss der Kommunisten gestärkt werden. Auch die Sozialdemokraten wurden als Faschisten definiert. Sie galt es vorzugsweise zu bekämpfen.

1924 schuf G. Sinowjew den von der Kommunistischen Internationale formell bestätigten Begriff „Sozialfaschismus“. Nach der These des Sozialfaschismus stellte die Sozialdemokratie den „linken Flügel des Faschismus“ dar und war vorrangig zu bekämpfen. 1935, nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland wurde der Begriff zugunsten des Volksfrontbegriffes verworfen, um mit anderen (eigentlich auch „faschistischen Kräften“) eine Volksfront gegen die NSDAP zu bilden.

Nur die Tatsache daß mir die Tochter des Allgewaltigen zur Seite sprang, die sich mir verpflichtet fühlte weil ich ihre Unterrichtsstunde für die 2. Lehrerprüfung ausgearbeitet hatte, die auf Grund der Macht ihres Vaters sich durchsetzen konnte, rettete mich vor der Katastrophe. Wir erreichten auch, daß die Restanten nicht vors Gericht mußten, sondern das Getreide von der LIPG zum dreifachen Preis kaufen und abliefern mußten. Der Dumme war ich. Ich schied aus der Gemeindevertretung aus, wurde in der „Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse“, für die ich gegen gute Bezahlung Vorträge halten mußte, kaltgestellt und wurde überwacht. So warf mir einmal ein Polizist der Staatssicherheitsdienste vor, ich hätte in der Gastwirtschaft nach einem Übungsabend unseres Chores ruhig zugehört, wie Bauern über die Regierung geschimpft hätten, da es doch meine Pflicht gewesen wäre, die Betreffenden anzuzeigen.

Eines Tages - noch 1956 - erhielt ich aus Westdeutschland einen Brief meines Freundes Otto Stutzer, der mit mir in Zerbst gewesen war. Darin teilte mir Otto mit, daß er nach Jahren voll Hunger, und mühseligen Jurastudiums endlich eine Stelle bei der Bundeswehrjustiz in Aussicht habe. Am nächsten Tag wurde ich vor den Staatssicherheitsdienst zitiert und aufgefordert, Otto zum Besuch bei uns einzuladen. Er sollte ausgehorcht und womöglich als Agent angeworben werden. Ich brach sofort den Briefverkehr ab und versuchte, den SSD hinzuhalten. Aber das gelang nur eine Weile, und als ich wiedereinander sagen musste, dass ich noch keinen Brief bekommen habe, drohte das Individuum vom Stasi: „Alter Freund, wenn du uns verarschen willst, schicken wir dich in Erholung!“ Dabei überkreuzte er die Finger beider Hände, und ich wußte, was das Gitter bedeuten sollte.

Es wurde mir klar: Meine Zeit in der DDR war abgelaufen. Ich hatte auch genug von den ewigen Auseinandersetzungen und vor allem von den ständigen Gewissensqualen.

Sorgfältig und so geheim wie möglich bereiteten wir die Flucht vor. Da aber Kurt Franke während unserer Abwesenheit in unserm Wäscheschrank festgestellt hatte, daß wir schon etwas Wäsche fortgeschickt hatten, wurde die Lage kritisch. Unser Adressat im Westen war Erika, die schon ein Jahr vorher abgerückt war. Von dritter Seite hörte ich, daß ich am 19. November verhaftet werden sollte. Da machten wir uns schon am 9. aus dem Staube. Die Flucht war aufregend. Ich fuhr bei Dunkelheit zu einem Treffpunkt außerhalb des Dorfes, Elke kam von ihrer Ausbildungsstelle dorthin, und Mutti und Ute hängten die Garderobe voll Mäntel, stellten das Radio schön hörbar ein und machten sich auch auf den Weg. Ein guter Freund, den wir am Vorabend eingeweiht hatten, wartete mit seinem Wagen am Treffpunkt und brachte uns bis Corbetha.

In Teuchern, unserm zuständigen Bahnhof, oder in Weißenfels wagten wir nicht einzusteigen, weil wir Überwachung fürchteten. Dann fuhren wir von Halle getrennt in zwei

## Rudis Lebenserinnerungen Teil 3

aufeinanderfolgenden Zügen nach Berlin, ich mit Elke voran, Mutti und Ute hinterher, und Dieter kam später über Leipzig. Bei Bautzes in Berlin sanken wir uns in die Arme. Nach drei Tagen landeten wir auf dem Flughafen. Hannover. Friedrich Waldmann den wir von Berlin aus benachrichtigt hatten, holte uns ab. Von meiner Habe besaß ich noch einen Rasierapparat, zwei Schulbücher und 3,- DM (in Worten drei) Startkapital. Außerdem eine Frau und vier Kinder.

Im Übrigen war die Flucht wie geplant über die Bühne gegangen. Kurt Franke, unser Hausbesitzer, großer SED-Funktionär und beauftragt, uns nicht fortzulassen, soll erst drei Tage später unsere Flucht entdeckt haben.

### Frankenberg

Der liebe Gott schenkte uns einen guten Start. Friedrich Waldmann, Erikas Schwiegervater, gab uns zwei Zimmer, ließ uns seine Küche mitbenutzen und stellte mich aushilfsweise in der Sparkasse an. Ich verdiente 308 DM, genug uns zu ernähren. Miete brauchten wir nicht zu bezahlen. Gertrud Waldmann weihte Mutti und Elke in die Geheimnisse des westdeutschen Einkaufs ein und sorgte für gute Stimmung.

Acht Tage mußte ich im Aufnahmelager in Gießen verbringen und erhielt den Flüchtlingsausweis. Man erkannte voll an, daß ein nichtkommunistischer Lehrer in der DDR unter ungeheurem Gewissenszwang steht. Freilich war der Lageraufenthalt nervenaufreibend. Damals kamen täglich etwa 2 000 Flüchtlinge an, und das Lager war überfüllt. Es war eine eindeutige „Wahl zu Fuß“ aus dem „Paradies der Arbeiter und Bauern“. Da mußte man nun tagelang in den Wartesälen sitzen, bis man in einer Dienststelle mal wieder verhört wurde. Manchmal passierte man an einem Tage eine einzige Dienststelle.

In der Sparkasse freundlich von den Kollegen aufgenommen, lebte ich mich gut ein. Ich mußte von früh bis spät Zinszahlen berechnen.

### Schwarzenborn

In Schwarzenborn haben wir uns vom ersten Tag an wohlgefühlt. So freundlich wie uns Bürgermeister Helwig Veit begrüßte, so entgegenkommend verhielten sich die Schwarzenborner. Obwohl wir noch niemand kannten, sprach uns jeder an, der uns auf der Straße traf, und nahm Anteil an unserm Schicksal.

Nicht einfach war die Umstellung von der Berufsschule auf die Einklassige. Sie verlangte gute Vorbereitung, fleißige Herstellung von Arbeitsmitteln und -anweisungen, aber auch Organisations- und Improvisationsfähigkeit. Denn bei acht Jahrgängen in einem Raum verläuft die Unterrichtsstunde oft, anders als geplant. Mit der Zeit hatte ich die Sache im Griff. Freilich passierte es mir schon einmal, daß ein Junge des 3. Schuljahres, dem ich einen kleinen Aufsatz zu schreiben aufgefordert hatte, während ich mit dem 5. bis 8. Schuljahr frontal unterrichtete, am Schluß der Stunde bekannte: „Ich bin mit dem Anfang noch nicht fertig geworden,“ und noch nicht einmal die Überschrift fertiggeschrieben hatte.

Als Erika und Klaus in Schw. Hochzeit machten, feierte das ganze Dorf mit. Früh um 6 Uhr mußten die Dorfschönen, die uns bedienten zum Füttern und Melken in den Stall gehen, die Kommilitonen von Klaus wollten helfen, aber eine meinte, sie könnten wohl kaum einen Bullen von einer Kuh unterscheiden und dann würde das Melken gefährlich.

Als die Großeltern aus Schupforte zu Besuch kamen, ließ der Bürgermeister ausklingeln, daß auch die letzte Brennesselhecke beseitigt werden mühte.

Inzwischen hatten auch Dieter und Elke ihren Schatz gefunden, und jedes Wochenende war Jubel, Trubel Heiterkeit bei Hoppes.

Ich wäre gern noch einige Zeit in Schwarzenborn geblieben, aber der Schulrat meinte, ich brauche einen. größeren Wirkungskreis und schickte mich - für mich überraschend - nach Bracht, wo ich ein halbes Jahr später Schulleiter der dreiklassigen Schule wurde.

### Bracht

Die Schwarzenborner Idylle wurden durch Brachts rauhe Luft zu neuer Anforderung. Vier Jahrgänge mit 45 Kindern in einer Klasse, die zunächst ausprobieren wollten, wer Reiter, wer Pferd war, mußten gebändigt, werden. Aber mit der Zeit kam ein ganz gutes Arbeitsverhältnis zustande. Auch waren die Beziehungen zwischen Lehrer und Schülern, bald vertrauensvoll. Ich galt als recht streng, aber gerecht. Offenbar schienen meine Versuche zu fruchten, daß ich den Unterricht mit Humor würzte und Anschaulichkeit als oberstes Prinzip setzte. Viele Schüler zum Teil durchaus nicht die besten der Leistung, haben mir Jahre, nachdem sie die Schule verlassen, versichert: „Bei keinem Lehrer haben wir so viel gelernt wie bei Ihnen.“ Vielleicht war dabei etwas Schmeichelei, aber gefreut habe ich mich darüber.

Bei den Eltern verdiente ich mir Anerkennung, daß ich jedes Jahr 6 bis 8 Kinder an die weiterführende Schule nach Marburg oder Kirchhain schickte. Ich wollte die Bildungsreserven, die es fast nur noch auf dem Dorf gab, ausnutzen. Vor meiner Zeit besuchten bestenfalls Lehrers oder Försters Kinder solche Schulen. Im Allgemeinen sind meine Brachter, Schüler gut vorwärtsgekommen und sind Ärzte, Lehrer, Pfarrer Ingenieure, Kaufleute oder tüchtige Handwerksmeister geworden.

Heute, da der Arbeitsmarkt nicht mehr günstig aussieht würde ich wahrscheinlich etwas strenger auswählen. Die Aussichten, die den Oberschülern winken, sind ja auch nicht mehr so rosig. Leider hat ja auch der Drang dorthin zu einem erschreckenden Absinken des Leistungsniveaus geführt. Bei Nachhilfe von ehemaligen Schülern zur Vorbereitung. fürs Abitur mußte ich immer wieder feststellen, wie hoch die Zahl ihrer Rechtschreibungsfehler, wie miserabel ihr Ausdrucksvermögen war, von den geringen Kenntnissen. in. der deutschen Literaturgeschichte und in Geschichte ganz zu schweigen.

So vergingen die Jahre.

Ich nahm an zwei Realschullehrerkursen teil, ohne aber das gute Zeugnis auszunutzen. Zum Wechsel war es zu spät. Ehe ich mich versah, war meine Pensionierung gekommen. Meine Schulkinder bereiteten mir einen liebevollen Abschied, der mich tief bewegte. Mit einem selbsterdachten Theaterstück „Ein Tag in der Schule Bracht“ zogen sie mich recht humorvoll durch den Kakao, so daß sogar der Schulrat meinte: „Hier muß ein enges Vertrauensverhältnis geherrscht haben.“

### Ruhestand

Ich pendle zwischen Garten und Schreibtisch, und damit ist mein Tagewerk ausgefüllt. Das Alter macht sich mit allerlei Wehwehchen bemerkbar. Zwei Hüftoperationen, zwei

Rudis Lebenserinnerungen  
Teil 3

Bruchoperationen, eine Gallensteinoperation und ein Paar kleinere Sachen haben mir Bekanntschaft mit den Halbgöttern in Weiß vermittelt. Auch das Herz arbeitet unter erschwerten Umständen. Wie lange noch?

Vorläufig fühle ich mich noch ganz wohl. Meine Waldläufe im Burgwald kriege ich nicht mehr fertig, dafür fahre ich Rad, schwimme fleißig und suche mir noch im Spätherbst die letzte Gartenarbeit zusammen. Nachhilfestunden in Englisch und Französisch haben mir die moderne Fremdsprachenliteratur bekanntgemacht. Schöne Reisen haben mich bereichert. Wir sind auf Teneriffa durch den Wüstensand der Sahara geschlürft, standen auf Kreta und in Griechenland an der Wiege Europas und haben die Berge Tirols und Kärntens besucht. Am liebsten fahre ich durch den Harz oder durch den Thüringer Wald.

Nachdem ich lange Jahre Angst vor den Bonzen der DDR hatte, habe ich mich 1959 zum ersten Mal in die alte Heimat zu fahren gewagt. Der Empfang von allen Obernessaern war so herzlich, daß ich mich verpflichtet fühlte jedes Jahr dorthin zu fahren. Man spürte damals die Sehnsucht nach Wiedervereinigung der beiden Teile Deutschlands. Waren doch die Deutschen in der „DDR“ eingesperrt. Heute, nach der Wiedervereinigung, muß man erkennen, wie sehr die Trennung von 40 Jahren die beiden Teile in jeder Beziehung hat auseinanderdriften lassen. Es sind nicht nur die wirtschaftlichen Unterschiede groß, sondern auch das Denken und Fühlen der Menschen wird lange brauchen, bis es wieder eins ist. Die Verwöhnung im Wirtschaftswunderland und die geistige und materielle Versklavung im „Land der Arbeiter und Bauern“ ließen die Menschen auseinanderleben. Heute erlebe ich überall nur Anspruchsdenken, und keiner will Opfer bringen. Es wird wohl noch lange dauern, bis sich die Menschen aus Ost und West nicht mehr wie Fremde gegenüberstehen und Verständnis füreinander zeigen.

So sehe ich mit Hoffnung und Bangen in die Zukunft. Mit Hoffnung und Bangen werde ich auch vor meinen Richter stehen. Habe ich meine Lebensaufgaben gemeistert? Als Lehrer, als Vater, und Ehemann, als Deutscher , als Mitmensch?

## **Teil 4**

### **Nachbetrachtungen** (Handschriftlich angefügt)